



**Gedenkstätte  
Deutscher Widerstand**

**Beiträge  
zum Widerstand  
1933 - 1945**



**Josef Müller**

**Das Kind Muscha**

## Geleitwort

In der Weißen Reihe hat die Gedenkstätte Deutscher Widerstand in den letzten zwanzig Jahren kontinuierlich Schilderungen von Lebensschicksalen solcher Männer und Frauen veröffentlicht, die der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft Widerstand geleistet haben oder von ihr verfolgt wurden. Dadurch ist vor allem für die jüngere Generation anschaulich geworden, was es konkret bedeutete, in den zwölf Jahren des sogenannten Dritten Reiches gegen die Unmenschlichkeit der Gewalthaber anzukämpfen oder zu Minderheiten zu gehören, denen die Gewalthaber das Lebensrecht absprachen, und die sie in brutaler Weise vernichteten.

Josef Müller, mit dem ich kürzlich ein langes und gutes Gespräch geführt habe, gehört zur Gruppe der Sinti. Sein Bericht über das, was er in seiner Kindheit und Jugend erlebte, darüber, wie er die letzte Phase des Krieges überstand, wie er nach seiner Identität suchte und ihrer schließlich inne wurde, wird jeden Leser und jede Leserin erschüttern. Auch wenn man weiß, daß der Verfasser die Erlebnisse aus der Sicht seiner Erinnerung darstellt, und sich das eine und andere im Abstand von rund fünfzig Jahren in seinem Gedächtnis vermischt haben mag: Der Bericht ist ein Dokument der Barbarei und der Menschenverachtung, die von dem damaligen Regime ausging und sich bis in den Alltag, in die Schule und sogar bis in den Umgang von Kindern untereinander ausbreitete.

Sich daran zu erinnern, ist gerade in einer Zeit, in der rechtsextremistische Parolen und Gewalttaten in unserem Land von neuem in Erscheinung treten, und sich insbesondere auch gegen Sinti und Roma richten, wichtiger denn je. Wenn irgendwo, dann gilt es hier den Anfängen zu wehren. Josef Müller ist zu danken, daß er dazu beiträgt. Aber auch dafür, daß er trotz allem, was ihm widerfahren ist – und dazu gehört auch der bedrückende Verlauf seines Anerkennungsverfahrens als NS-Opfer – den Glauben an die Menschlichkeit und die Hoffnung auf ein friedliches Zusammenleben nicht verloren hat.

Berlin, November 1992

Hans-Jochen Vogel

Dem Gedenken an die Widerstandskämpfer  
gegen den Nationalsozialismus und an  
meine geliebten Pflegeeltern widme  
ich diese Geschichte

### **Bimbo der Elefant**

Ich gehe in die Vergangenheit zurück, in das Jahr 1940, dem ersten Jahr des zweiten Weltkrieges. Damals lebten meine Eltern und ich in Halle, und ich war gerade acht Jahre alt. Ich war noch unbeschwert und neugierig gegenüber allem, was mir begegnete. Eines Tages zog mich meine Mutter sehr schön an. Zuerst müßte ich aber noch in die Zinkbadewanne, sagte sie, um recht sauber zu sein. Als wir dann gingen, glaubte ich, es wäre Sonntag. Doch meine Mutti erklärte mir, daß wir in die Stadt zum Einkaufen fahren würden.

Nun ging es mit der Straßenbahn Nummer 1 zum Markt und weiter zum Alten Markt. Hier gab es sehr wenige Geschäfte, und wir standen plötzlich vor einem großen Haus. Viele Polizisten gingen ein und aus. Ich merkte wohl, daß meine Mutti anders als üblich war. Viele Kinderfragen können den Erwachsenen ganz schön auf die Nerven gehen. Jedenfalls glaubte ich das, denn wie oft wird Kindern gesagt: „Nun frag doch nicht so viel!“ Und doch möchten die Kinder so gerne Antwort haben. Wir gingen also in dieses Haus. Auf einem langen Flur mußten wir sehr lange warten. Obwohl ich ein lebhaftes Kind war, blieb ich seltsamerweise ruhig. Man konnte schon sagen: artig. Schließlich öffnete sich eine Tür, und wir wurden hineingerufen. Meine Mutti war so aufgeregt, daß sie erst einmal beruhigt werden mußte. Ein netter alter Mann sprach mit uns. Doch worüber sie beide redeten, wußte ich nicht; jedenfalls habe ich nichts verstanden.

Aus dem Nebenzimmer kam eine Frau hinzu, die einen weißen Kittel trug. Als ich merkte, daß sie mich untersuchen wollte, machte ich einen schönen Lärm, denn alles, was einen weißen Kittel trug, war für mich wie ein rotes Tuch. Nachdem der alte nette Herr (sein Name war Weber) mir gut zugeredet hatte und meine Mutti weinend in einer Ecke saß, ließ ich mir die Untersuchung gefallen. Bei mir wurde alles abgemessen, was an meinem Körper abzumessen war; sogar einige Löckchen von meinen Haaren haben sie abgeschnitten. Anschließend durfte ich in ein Nebenzimmer gehen und warten. Die beiden hatten wohl mit Mutti noch etwas zu besprechen.

Nun kam Herr Weber zu mir und führte mich an ein Farbbrett, auf das er alle meine Finger legte. Immer wieder machte er es von neuem, doch immer wieder anders. Ich muß ehrlich sagen, es machte mir Laune. So schöne schwarze Hände und Finger zu haben, war schon etwas Tolles, selbst mein schöner weißer Matro-

senanzug bekam seinen Teil ab. Auf meine Frage, warum man so etwas mache, wurde mir geantwortet, daß mit jedem Kind solches geschehe. Ich wußte damals nicht, daß ich einer „rassenhygienischen Untersuchung“ unterzogen und als sogenannter Zigeunermischling registriert wurde.\*

Auf dem Heimweg kamen wir dann, Mutti und ich, in der Steinstraße bei Gummibilder vorbei. Im Schaufenster stand ein schöner großer Plüschelöwe, in den ich mich gleich Hals über Kopf verliebte. Ich wollte ihn natürlich sofort haben; doch meine Mutti versprach ihn mir zu Weihnachten. So bin ich heimlich zur Steinstraße gelaufen und habe mit dem Löwen gesprochen. Ich gab ihm den Namen Bimbo. Für mein heimliches Weglaufen zu meinem Löwen handelte ich mir einen Hintern voll ein. Doch Bimbo war für mich alles, was es gab. Nun kam eine Weihnachtsfeier. Was ich nicht wußte, meine Eltern hatten den Löwen gekauft und ihn zu einem Wohltätigkeitsverein gebracht, wo mir Bimbo vom Weihnachtsmann übergeben werden sollte.

Die Stunde nahte, und ich stand vor dem Weihnachtsmann. Er war unheimlich groß. Die meisten Kinder hatten schon ihr Geschenk erhalten; doch ich war noch beim Vortragen meines Gedichtes. Der Weihnachtsmann machte gar keine Anstalten, mir ein Geschenk zu geben. Er sagte mir, für Mulatten habe er nichts, und ich solle von der Bühne verschwinden. Schluchzend lief ich zu meinen Eltern und sagte ihnen: „Wenn ich groß bin, dann kaufe ich Euch einen Löwen.“

Irgendwie spürte ich zum ersten Mal, mehr unterbewußt, daß ich anders war als andere. In dieser Nacht vor Heiligabend betete ich zum lieben Gott, er möge mir meinen Bimbo schenken.

Am Heiligabend bei der Familienfeier stand Bimbo dann in voller Pracht unter dem Weihnachtsbaum. Mein Bimbo wurde einundzwanzig Jahre alt; leider wurde er mir dann gestohlen. Heute zieren einundvierzig Löwen meine Wohnung. „Bimbo, Dich vergesse ich nie!“

## **Der wilde Lehrer**

Nachdem die Weihnachtsferien zu Ende gegangen waren, wurde ich eines Morgens zeitig geweckt. Mutti machte mich zur Schule fertig. Das war der Tag, an dem wir Kinder unsere Geschenke zur Schule mitbringen durften. Ich zog meinem Bimbo ein Handtuch über seinen Körper, weil es draußen bitterkalt war und Löwen keine Kälte vertragen. In der Klasse wurden alle Geschenke in Augenschein genommen. Mein Bimbo war in der Tat das Bewundernswürdigste, denn er trug ja auch einen Kopfschmuck mit Glockenspiel, und sein Sattel war rot. Nach einigen Tagen bekamen wir einen neuen Lehrer. Sein Name war „Wilde“. Er war ein kleiner dicker Mann. Er trug so eine komische Uniform und erzählte uns

---

\* Seit 1937 reisten Arbeitsgruppen der in Berlin ansässigen „Rassenhygienischen und bevölkerungsbiologischen Forschungsstelle“ durch Deutschland, um „Zigeuner“ „aufzusuchen“ und „zu verhören“.

oft vom Krieg und seinen Heldentaten. Seine Lust am Erzählen nutzten wir gehörig aus. Fast jede Stunde gelang es uns, ihn vom Fachunterricht abzulenken. Ständig sprach er vom Krieg und von den verfluchten Kommunisten, SPD-Strolchen sowie von den Bolschewiken. Natürlich täuschten wir ihm vor, daß wir verstanden, was er erzählte. Wir waren nur froh, daß wir weniger Mathe hatten. Erziehung im nationalsozialistischen Sinne sollte auch unsere Klasse durchdringen. Ich merkte mehr und mehr, daß die Kinder von mir Abstand nahmen. Ich merkte aber nicht, daß die meisten schon zum nationalsozialistischen Jungvolk gingen. Meine Schulkameraden zeigten mir ganz offen, daß ich nicht zu ihnen gehörte. Sie wurden feindselig und fingen an, mich zu beschimpfen wie: „Zigeunerschwein“, „Mulatte“, „Bastard“. Ich verstand das alles nicht, denn sie waren doch meine Freunde. Ich bekam nun öfters Streit mit anderen Kindern, obwohl ich gar nicht streitsüchtig war. Diese Situation verschärfte sich von Tag zu Tag. Wenn in der Klasse irgend etwas faul war, schlug mich Herr Wilde gnadenlos mit dem Stock. Ich konnte machen was ich wollte. Ich wurde zum Prügelknaben der Klasse. Dieses Verhalten übertrug sich auf die Kinder. In der Hofpause wurde ich oft angegriffen und litt unter Rüpeleien und wurde geschlagen. Wer aber war an den Auseinandersetzungen schuld? Na – ich. Herr Wilde hatte also wieder Grund, mich zu verprügeln. Meine Angst vor diesem Mann schlug in einen fürchterlichen Haß um. Ich schwor mir, wenn ich groß sei, würde ich ihm alles zurückzahlen.

Ich hatte einen Freund mit Namen Günter König. Er war immer sehr nett, aber sehr arm. Ich brachte ihm Schulbrote mit, auch Kleider von mir und Spielzeug. Wir spielten in der Hofpause einträchtig miteinander, bis Günter eines Tages plötzlich ein Fahrtenmesser zog, das er vom Jungvolk erhalten hatte, und es mir in meine linke Schulter stieß, ohne jeden Grund und vollkommen unerwartet. Auch dafür bezog ich Prügel vom wilden Lehrer, der mir wieder die Schuld gab. Später stellte sich heraus, daß Günter erfahren hatte, ich gehörte nicht der sogenannten arischen Rasse an. Man erklärte ihm, ich sei ein Feind des Volkes. Zigeuner würden zu Verbrechern, sobald sie groß wären. Von Stund an spielte kein Kind mehr mit mir in der Schule, weil meine dunkle Haut angeblich stinke. Die Zeit verging. Ich kam in das zehnte Lebensjahr und war wohl in der vierten Klasse. So genau erinnere ich mich nicht mehr. Jedenfalls hatten wir noch den wilden Lehrer. Eines Tages ging ich zum Galgenberg, um Molche zu fangen. Die waren so schön bunt. Die Männchen sahen wie kleine Drachen aus. Zum Schulgarten, der in der Nähe vom Galgenberg lag, durfte ich nicht mit. Ich wußte nicht, daß der Schulgarten gerade zu dieser Zeit zerstört worden war. Am nächsten Tag rief mich Herr Wilde vor die Klasse. Ich sollte ihm sagen, wer sich am Schulgarten zu schaffen gemacht hätte. Obwohl ich nichts davon wußte, schlug er erbarungslos mit dem Rohrstock auf meine Hände ein. Das brannte wie Feuer. Ich konnte beteuern, was ich wollte, er wollte mir einfach nicht glauben. Die Schmerzen in meinen Händen wurden so groß, daß ich in Wut geriet. Ich setzte mich zur Wehr und schlug zurück. Aber gegen ihn kam ich nicht an; der Rohrstock sauste mit voller Wucht auf meinen Rücken, so daß ich vor Schmerzen schrie. Das erste Mal in meinem Dasein verfluchte ich einen Menschen.

## **Warum immer so allein?**

Bei den folgenden Schilderungen kann ich mich nicht mehr so genau erinnern, ob ich diese Schule schon verlassen oder nur die Klasse gewechselt hatte. Ich ging gerne schwimmen oder lernte es gerade. Jedenfalls befand ich mich im Stadtbad, als mich ein Mann fragte, was ich mit meinem Rücken gemacht habe. Sofort log ich ihn an und erzählte, daß ich hingefallen wäre. Das war eine dumme Antwort. Der Mann kannte mich, doch ich ihn nicht. Am Abend, als ich meinem Vati den üblichen Nachtkuß geben wollte, zog er mir mein Nachthemd hoch und sah sich meinen Rücken an. Vati, der immer sehr ruhig war, wurde sehr laut und sagte: „Mit dir, mein Freund, spreche ich noch.“ In meiner Angst glaubte ich, er meinte mich, weil ich gelogen hätte und mich in der Schule zur Wehr gesetzt hatte. Aber nein, er meinte mich nicht, ich durfte sogar etwas länger auf seinem Schoß sitzen als üblich. Woher wußte nur Vati das mit dem Rücken? Sollte der Mann im Bad etwas damit zu tun haben.

Eines Tages wollte ich – wie so oft – wieder mit Helmut, der in unserem Hause wohnte, spielen. Er kam und weinte. Er habe von seinem Vater meinetwegen Prügel bezogen. „Ich darf mit dir nicht spielen, weil du so schwarz bist, du siehst ja wie ein Neger aus. Mein Alter schlägt mich noch tot“, sagte er. Jetzt verstand ich die Welt nicht mehr. Manfred, Wolfgang und auch Dieter spielten überhaupt nicht mit mir. Ich hatte keinen mehr und blieb nun einsam.

Ich spielte allein für mich in der Wohnung, was nicht immer besonders schön war. Dabei geriet ich auch in eine Kammer, die gewöhnlich verschlossen war. Wahrscheinlich suchte ich noch einige Teile meines Spielzeugs Reichsautobahn. Dort entdeckte ich merkwürdige Blätter, die bedruckt waren, für die ich mich jedoch nicht interessierte. Das war auch ein Glück für meine Eltern, denn es handelte sich um Flugblätter gegen die Nationalsozialisten. Doch das erfuhr ich erst nach dem Krieg. Ich hörte nur wie Vater sagte, „das kommt mir nicht noch einmal vor, daß die Tür von der Kammer offensteht“. Ich glaube, ich war sehr ärgerlich, nicht in die Kammer zu dürfen.

Das Alleinespielen hatte ich nun wirklich satt. Ich wollte auch wieder unter Kindern sein. Die Erwachsenen hatten doch nie Zeit für mich und konnten auch nicht so spielen wie wir Kinder. So geschah es, daß ich mir einen Antrag für das Jungvolk besorgte, den ich nicht nur ausfüllte, sondern auch einreichte. Ich konnte ja schon lesen und schreiben, und gar nicht so schlecht. Ohne Wissen meiner Eltern wurde ich sogar im Jungvolk aufgenommen, worüber meine Eltern, als sie davon erfuhren, nicht gerade erbaut waren.

## **Der neue Lehrer**

Eines Tages brachte mich Vati in die Schule, was für einen Jungen mit elf Jahren ganz ungewöhnlich war. Hing es damit zusammen, daß wir wegen der Bombenangriffe mit der Schule hatten umziehen müssen? Jedenfalls stand ich vor einem neuen Lehrer, der Vati kannte.

Sie sprachen miteinander, ich glaube, sie duzten sich. Der Lehrer nahm meinen Kopf und drückte ihn an seine Brust und streichelte mich. Ich hörte aus dem Gespräch, daß Vati mit dem Schulleiter und dem wilden Lehrer einen ganz schönen Zoff gehabt haben muß. Nachdem ich meinen Platz auf der Schulbank eingenommen hatte, besah ich mir den Lehrer genau und erkannte den Mann aus dem Stadtbad wieder, der sich meinen Rücken angesehen hatte. Herr Rüllemann, so hieß er, war ganz anders als der „Wilde“. Er war sehr herzlich, alle hatten ihn gern, er machte viele Späße mit uns und manchen Unsinn. Das Lernen bereitete mir bei ihm viel Freude. Hatte einer etwas falsch gemacht, konnte er darüber so herzlich lachen. Er setzte sich einfach zu ihm und erklärte den Fehler.

In dieser Zeit hatte ich Ruhe in meiner Klasse. Nur in der Hofpause sollte ich, so hatte Herr Rüllemann mir geraten, doch mehr in seiner Nähe bleiben. Ruhe hatte ich zwar in der Schule, doch auf der Straße geriet ich in große Schwierigkeiten. Ich wurde von Hitlerjungen belästigt und angepöbel. Sie schrien mir hinterher, daß ich den gelben Stern tragen mußte. Auf dem Heimweg von der Schule schlugen sie mich mehrmals zusammen. Nachdem ich einmal bewußtlos auf der Straße aufgefunden wurde, durfte ich nicht mehr allein zur Schule gehen. Von da an wurde ich gebracht und auch abgeholt. Ich konnte nicht begreifen, warum ich so behandelt und als „Mulatte“, „Bastard“ und „Zigeuner“ beschimpft wurde. Ich verlor das Vertrauen zu meinen Mitmenschen.

In meinem Zimmer betrachtete ich mich im Spiegel. Ich stand ganz dicht davor und bemerkte, daß ich etwas dunkler war als andere Menschen. Als ich Mutti daraufhin ansprach, sagte sie: „Du bist nur etwas dunkler, weil du so viel in der Sonne spielst.“ Ich glaubte ihr nicht mehr; denn sie verschwie mir, daß ich ein Zigeunerkind war. Sie befürchtete, daß ich mich verraten könnte und meine Lage dann noch gefährlicher würde.

Ich lebte nun vollkommen isoliert. Zur Schule ging ich wohl noch, hatte aber keine Freunde und mußte nachmittags stets zu Hause bleiben.

Das Schicksal nahm seinen Lauf. Ich war zwar glücklich in der neuen Klasse und auch beim Jungvolk, wieder unter Kindern sein zu dürfen; doch ich ahnte nicht, in welcher Gefahr ich schwebte. Außer Geländespielen lernten wir auch mit Luftpistolen und Gewehren umzugehen. Wir sollten uns vorstellen, auf Juden zu schießen. Natürlich wußten wir kaum etwas von Juden. Dafür waren wir noch viel zu klein. Nur daß sie schlecht wären, erzählte man uns dauernd.

Wir lernten, uns vor Fliegerangriffen rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Auch die Lieder, die wir sangen, fand ich sehr schön, etwa solche wie: „Hört Ihr die Motoren“, „Ran an den Feind“, „Bomben auf England“. Nach einer gewissen Zeit sollte ich eine Mutprobe ablegen. Ich sollte zeigen, daß ich ein richtiger Hitlerjunge werden könnte. Ich freute mich schon auf den Tag, an dem ich zeigen konnte, daß ich ein richtiger Junge sei.

In einer sauberen Uniform erschien ich auf dem Roßplatz. Einige Jungen umstellten mich, und ich wurde von einem zum anderen gestoßen. Ich wurde sehr oft zu Boden geworfen. Auf einmal schlugen die Jungen zu, ich bekam so furchtbare Prügel, daß ich überall blutete. Als ich wieder stehen konnte, schrien sie alle: „Raus mit dem Judenschwein“, – „verrecke, du Zigeunersau“. Die Uniform wurde

mir vom Leib gerissen. Völlig zerschunden, nur mit einer Unterhose bekleidet, lief ich durch die Straße nach Hause. Ich bemerkte selber, daß dieses nichts mit einer Mutprobe zu tun hatte. Warum sind sie bloß so böse auf mich, warum nur? Ich wußte weder was ein Jude noch was ein Zigeuner ist. Ich wollte es erfahren; denn irgend etwas stimmte doch nicht mit mir. Ich lag abends im Bett und weinte. Den lieben Gott bat ich darum, mich schnell groß werden zu lassen, damit ich verstehen könnte, was die Menschen von mir wollten.

Mutti und Vati kamen an mein Bett und sprachen mir Trost zu. Sie meinten, daß es mir bald besser gehen würde. Ich hörte noch, wie meine Mutti zu Vati sagte: Otto, Otto, mit dem Kind muß etwas geschehen. Beide weinten sehr. Erschöpft und voller Angst vor dem nächsten Tag schlief ich ein.

### **Blitz greift ein**

Einige Zeit lang geschah nichts. Mir fiel nur auf, daß immer häufiger Menschen zu uns nach Hause kamen, die ich nicht kannte. Meine Eltern fanden es ganz wichtig, daß ich mit den meisten von ihnen nicht in Berührung kam oder sie gar kennenlernte. Ich hörte öfter Worte wie: „SPD“ oder „USPD“. Auf meine Frage, was es denn sei, sagte man mir, es hänge mit dem Roten Kreuz zusammen. Herrn Peters, zu dem ich Onkel Peter sagte, kannte ich genauso gut wie Herrn Bruno Bartelt, der bei der Polizei oder bei der SS war. Nach dem Kriege erfuhr ich, daß dieser Mann Transporte in Konzentrationslager organisiert hatte. Trotz alledem konnte er mich gut leiden. Auf jeden Fall hatte er viel zu sagen und besaß großen Einfluß bei den Behörden. Herr Bartelt brachte öfters seinen großen grauen Wolfshund mit. Ich sollte mich an ihn gewöhnen. Sein Name war Blitz. So dumm war ich nun nicht mehr, daß ich dahinter nur Spielerei vermutete. Blitz war ein liebes Tier. Wir wurden bald Freunde. Nur war er stärker als ich. Wir balgten uns in der Wohnung. Oft wollte er mich mit Bimbo verwechseln, den ich in Sicherheit brachte.

Nun gingen meine Eltern öfters mit mir und Blitz auf die Straße, und ich lernte, mit dem Hund an der Leine umzugehen. Dann kam die Zeit, wo sie mich fragten, ob ich es wagen wollte, allein mit Blitz hinauszugehen. Mein schon längst gehegter Wunsch ging in Erfüllung. So ungefährlich, wie ich dachte, schien der Hund aber nicht zu sein, denn er mußte einen Beißkorb tragen. Wir tobten jeden Tag eine Stunde lang herum. Ich würde sagen, wie die Idioten. Einmal lag er unten, ein andermal ich.

Eines Tages ging ich mit Blitz zur Wielandstraße, an die sich ein Feld anschloß. Dort konnte ich Blitz ohne Beißkorb und ohne Leine laufen lassen. Es ging fast immer gut. Doch einmal geschah es, daß mich beim Spielen mit Blitz zwei Hitlerjungen beobachteten. Beide waren etwa siebzehn Jahre alt und hatten etwas bei der HJ zu sagen. Das erkannte ich an den grünen Schnüren, die am Uniformhemd hingen. Einer von den beiden titulierte mich als „schwarzes Individuum, jetzt schießt du zum letzten Mal“. Ich hatte Blitz festgemacht. Der Hund gebärdete sich unruhig, weil der eine HJ-Junge eine Peitsche hin und herschwang. Plötzlich

holte er zum Schlag aus, und ich merkte nur, daß ich durch die Luft flog und am Boden landete. Im selben Augenblick sprang Blitz den Angreifer aus dem Stand an und warf ihn zu Boden. Er hatte sich in den Griff der Peitsche verbissen und gab sie nicht wieder her.

Das Fell des Hundes war steil aufgestellt von der Schwanzspitze bis zum Nacken. Er sah sehr gefährlich aus, so daß ich selbst Angst vor ihm verspürte. Immer wieder fletschte er seine Zähne und schaute den Jungen an. Die beiden Jungen zogen es vor zu gehen. Blitz war gleich wieder der alte und schleckte mir mein Gesicht ab. Der Hund wollte mir dadurch seine Dankbarkeit beweisen.

Nachdem ich Herrn Bartelt alles erzählt hatte, durfte ich nie wieder mit Blitz ausgehen. Leider sollte ich Blitz das letzte Mal gesehen haben. Für seinen Mut, mich vor den Schlägen zu retten, mußte mein bester Freund sterben. Man erzählte mir, Blitz habe die Tollwut gehabt. Ich durchschaute den Schwindel von Anfang an. Tagelang weinte ich um meinen Freund. Ich fragte immer wieder den lieben Gott: „Lieber Gott, warum läßt du so etwas zu? Gibt es Dich überhaupt?“

## **Im Krankenhaus**

Mein Lehrer Rüllemann war immer lieb und nett zu mir. Es konnte kommen, was da wollte. Er beschützte mich, wann immer er nur konnte. Im November 1944 gab es nicht mehr viel, außer Fliegeralarm. Ich war jetzt zwölf Jahre alt, und wir sprachen schon über Weihnachten. Eines Tages klopfte es am Klassenzimmer. Herr Rüllemann wurde von einem Mann und einer Frau hinausgebeten.

Nach einiger Zeit wurde es draußen vor der Tür sehr laut. Wir hörten, wie Herr Rüllemann sagte: „Ich kann und darf Ihnen das Kind nicht herausgeben.“ Danach wurde die Tür aufgerissen, Herr Rüllemann zur Seite gedrängt, und die beiden standen im Klassenzimmer. Sie suchten das Klassenzimmer ab und blieben mit ihren Augen an mir hängen. Eine furchtbare Angst befahl mich, und ich spürte die drohende Gefahr, die auf mich zukam. Plötzlich befahl mir die Frau aufzustehen. Da ich mich widersetzte, zerrte sie mich aus der Bankreihe bis zur Tür. Eigentlich sah die Frau recht nett aus, so daß man gar keine Angst zu haben brauchte. Aber ihr Ton war doch sehr streng. Auf dem Flur sagten die beiden zu mir, ich hätte eine Blinddarmentzündung und müßte Bauchschmerzen haben.

Macht so etwas einmal einem Kind klar, daß keine Schmerzen verspürt. Ich bemerkte wieder, daß ich belogen wurde, und verweigerte das Mitgehen. Ich tat alles, wozu ein Kind in der Lage ist, sich zu wehren. Ich trat und biß und spuckte nach ihnen. Aber es half nichts, sie schlugen auf mich ein, besonders die Frau. Hätte der Mann mich nicht festgehalten, so hätte ich nicht so viel Prügel einge-steckt. Erst später erfuhr ich, daß diese Leute von der Gestapo waren. Ich wurde in ein Krankenhaus gebracht, das mir unbekannt war, und bekam ein Zimmer auf einer im übrigen leeren Etage.

Ich fühlte mich nicht krank und beschloß zu fliehen. Am anderen Tage erschienen mehrere Ärzte und Ärztinnen. Ein Fliehen war unmöglich. Ein ganz alter Arzt stellte sich als Professor Dr. Stieda vor, nahm mich in die Arme und fragte einen

der anderen Ärzte: „Muß das sein, Herr Dr. Rothmaler?“ Ich verstand leider nicht, wovon sie sprachen. Ich sagte dem alten Chefarzt, daß ich keine Bauchschmerzen hätte, „bitte lassen sie mich gehen. Lassen sie mich nach Hause.“ Sicher weinte ich dabei.

In der folgenden Nacht wurden die Siebel-Werke bei Halle, es können auch die Leuna-Werke gewesen sein, von Flugzeugen angegriffen. Man hörte die Flak und Bomben krachen; die Scheinwerfer erhellten mein Zimmer. Alle Kranken wurden in den Keller gebracht. Nur bei mir erschien keiner. Ich weiß noch, wie ich um Hilfe rief, doch keiner hörte mich. In meiner Todesangst kauerte ich auf dem Fußboden des Zimmers und mußte dort eingeschlafen sein.

Eine Krankenschwester, die mein Bett richten sollte, weckte mich. Nun sah ich die Gelegenheit zur Flucht; jetzt oder nie. Aber auf dem Flur lief ich geradewegs in die Arme von Dr. Rothmaler, der mein Vorhaben erkannte. Er ohrfeigte mich und trat mich. Danach wurden mir alle Kleidungsstücke weggenommen, und die Schwester mußte mich an das Bett fesseln. Von dieser Stunde an wurde ich bewacht. Es waren wohl Schulschwestern und Pfleger. Ich versuchte, Dr. Rothmaler nochmals zu erklären, daß ich überhaupt keine Bauchschmerzen hätte und er mich gehenlassen müßte. Er lachte nur. Mein Wille war gebrochen. Ich spürte keine Angst mehr, denn mir war jetzt alles gleichgültig. Er war der Arzt, der mich unter Vortäuschung einer Blinddarmoperation sterilisierte. Nun hatte ich wirklich Bauchschmerzen und konnte lange Zeit nicht richtig laufen.

Später erfuhr ich, daß Sozialdemokraten hatten Geld geben wollen, um bei mir nur eine Operation zum Schein machen zu lassen. Sie hätte wohl einige tausend Mark gekostet. So genau weiß ich es nicht mehr. Wie lange ich in dem Krankenhaus (es lag am Weidenplan) war, kann ich nicht mehr sagen. Es dauerte noch viele Jahre bis ich erfuhr, daß bei mir kein Blinddarm entfernt worden ist. Man hätte mir es damals gar nicht sagen können, denn ich war noch viel zu jung, um das Geschehene zu verstehen.

## **Deutsche Widerstandskämpfer**

So lag ich noch einige Zeit in diesem Zimmer, und keiner kümmerte sich um mich. Man machte nur mein Bett und brachte mir das Essen. Die übrige Zeit war ich alleine. Ich fing an, mich mit mir selbst zu unterhalten, sprach mit meinen Tieren, besonders aber mit Blitz, der leider nicht mehr lebte. Auch mit Jesus sprach ich. Er sollte mir sagen, ob die Erwachsenen wirklich glaubten, daß wir Kinder die Wahrheit von der Lüge nicht unterscheiden könnten. Natürlich können wir das unterscheiden, denn dafür besitzen wir ja einen Instinkt. Ich war bereits zwölf Jahre alt und konnte mehr verstehen als die Erwachsenen glaubten. Nur eines konnte ich nicht verstehen, warum die Menschen so dumm sind, um Krieg zu führen und sich selbst vernichten. Das hatte doch der liebe Gott bei der Erschaffung des Menschen bestimmt nicht gewollt. Die Tiere ermorden sich ja auch nicht massenweise. Solche Gedanken kommen einem, wenn man einsam in einem Zimmer ausharren muß.

Mein Zimmer wurde nun nicht mehr bewacht und verschlossen und angebunden war ich auch nicht mehr. Das war auch nicht nötig, denn für eine Flucht wäre ich viel zu langsam gewesen. Auch hatte ich immer noch ganz schöne Schmerzen im Bauch und in den Beinen. Natürlich bekam ich auch Besuch. Mutti und Vati kamen getrennt zu den Besuchszeiten. Eines Tages, vielleicht war es auch in der Nacht, standen plötzlich Fremde in meinem Zimmer, um mich abzuholen. Einen Pfleger erkannte ich wieder. Es war der Mann, der mir vor der Operation die Bauchfusseln abrasiert hatte. Er sagte mir, ich solle ganz leise sein, nicht sprechen und nur das tun, was man mir sage. Neben der Tür stand noch ein Mann, den ich schon einmal bei meinen Eltern gesehen hatte. Es war Onkel Peter.

In der Tat ging ich auch freiwillig mit ihnen mit. Es wurde nicht gesprochen. Nur durch Zeichen verständigten sie sich. Später habe ich erfahren, daß der SS-Mann Bartelt meine Eltern davor gewarnt hatte, daß man mich nach der Operation in das KZ Bergen-Belsen bringen wollte. Dort hätte ich in meinem Alter niemals überlebt. Die sozialdemokratischen Widerstandskämpfer wußten das und setzten alles auf eine Karte, um mein Leben zu retten. Diese Menschen bezeichnete man mir gegenüber als Angehörige des Roten Kreuzes. Jedenfalls brachte man mich an den Goldberg in der Nähe von Halle, wo man mich in einem Gartenhäuschen versteckte. Ich wurde erneut aus dem Gleichgewicht gebracht. Wo sind nur Vati und Mutti? Was machen die Erwachsenen wieder mit mir? Bin ich wirklich zu blöd, um zu begreifen, was da gespielt wird?

Sie konnten mich wirklich nicht ins Vertrauen ziehen, dazu war ich doch noch zu jung. Sie erzählten mir, daß unser Haus bei einem Bombenangriff zerstört worden sei und ich nun in diesem Gartenhäuschen bleiben müsse. Das war für mich durchaus glaubhaft, denn zu dieser Zeit fielen viele Bomben, was ja unüberhörbar war. Doch warum ich meine Eltern nicht mehr sah, begriff ich nicht. Gerade das hätte für alle Widerstandskämpfer der SPD und USPD gefährlich werden können. Ich weiß nicht mehr genau, wie sie mir die Umstände erklärt haben. Vielleicht, daß das Häuschen für uns alle zu klein sei und mein Vater arbeiten müsse. Ich merkte trotz allem, daß irgend etwas nicht in Ordnung war. Man tischte mir erneut eine Lüge auf. Heute weiß ich, daß es so sein mußte.

### **Onkel Peter**

Von jetzt an kümmerten sich regelmäßig Menschen Tag und Nacht um mich, gaben mir Unterricht und spielten mit mir. Auch Herr Rüllemann kam zwei- oder dreimal. Ich sah ihn danach nie wieder. Niemals durfte ich bei Tag hinaus, nur abends, wenn es dunkel war, gingen sie mit mir durch die Gegend. Also durfte man mich nicht sehen. So lernte ich einige Leute kennen, die sich untereinander ablösten, um bei mir zu sein. Beim Familiennamen kannte ich keinen, nur Vornamen wurden mir genannt. Ob sie die richtigen waren, weiß ich nicht. Sie waren alle sehr lieb zu mir und brachten mir oft etwas mit.

Dabei machten diese Menschen einen Fehler. Da es zu dieser Zeit schon recht kalt war, brachte man mir warme Sachen zum Anziehen. Manche Kleidungs-

stücke erkannte ich. Sie mußten von zu Hause sein. Voller Wut bin ich trotz Verbots weggelaufen und geriet in ein Lager, wo viele Frauen waren. Damals wußte ich nicht, daß es ein Zwangsarbeitslager für Frauen aus Frankreich war. Sie mußten bei den Siebelwerken arbeiten. In dem Lager fand mich mein Betreuer Gustav, der mir sagte, das solle ich mit meinem Vati abmachen. Im Gartenhaus sah ich meinen Vati wieder. So richtig glücklich war ich nicht darüber. Er war mir nicht böse. Er sagte nur: „Mein Junge, mach es nicht noch einmal. Habe noch etwas Geduld, bald wirst du frei sein.“ Das habe ich überhaupt nicht verstanden. Eines Tages war Onkel Peter an der Reihe, mich zu betreuen. Ich hatte ihn besonders gern. Er sagte mir, daß ich für kurze Zeit alleine bleiben müsse, das Haus aber auf keinen Fall verlassen dürfe. Er kam nicht wieder, und es dauerte mir viel zu lange. So beschloß ich, doch nachzuschauen, wo er bliebe. Es wäre ja kein Weglaufen wie damals. Nach langem Suchen fand ich ihn in einem Geräteschuppen. Er hatte sich erhängt. Ich habe ihn angefaßt, weil ich dachte, er schläft. Meine Gefühle kann ich nicht wiedergeben. Solch ein Bild kann kein Kind jemals vergessen. Erst viel später erfuhr ich, daß Onkel Peter öfters von der Gestapo verhört wurde. Er sollte mein Versteck preisgeben. Onkel Peter fühlte sich der Gewalt nicht länger gewachsen. Er erhängte sich, um meinen Unterschlupf nicht zu verraten. Ich wurde an einen anderen Ort gebracht, wohin genau, weiß ich nicht. Ich glaube, es war bei Oschatz. Ich lebte noch etwa fünf Monate in dem Versteck, dann wurde ich von amerikanischen Soldaten befreit. Onkel Peter, ich verneige mich vor Dir und den sozialdemokratischen Genossen. Ich verspreche Dir, daß ich meine ganze Kraft einsetzen werde, damit es nie wieder einem Kind so ergeht wie mir. Dein Tod soll nicht vergebens gewesen sein.

## **Die Befreiung**

Bei meiner Befreiung sah ich zum ersten Mal in meinem Leben einen Neger. Ich machte mir vor Schreck beinahe in die Hose. Ich hatte wirklich noch niemals einen gesehen. Er mußte wohl meine Angst erkannt haben; denn er beugte sich zu mir herunter, da er sehr groß war. Er schenkte mir Schokolade und versprach, daß ich keine Angst mehr zu haben brauchte; denn die Nazis wären alle kaputt. Sein Name war Birf. Bald fand ich es sehr interessant, daß er so schwarz war und mein Freund sein wollte. Anfang Mai 1945 kehrte ich zu meinen Eltern zurück. Ich war sehr überrascht, daß unser Haus noch stand. Dann kamen natürlich Fragen wie: „Warum habe ich euch so lange nicht gesehen? Warum habt ihr mich belogen?“ Die vergangene Zeit und das Wiedersehen waren für mich ein unheimlicher Schock. Für ein Kind von dreizehn Jahren war einfach zuviel geschehen. Meine Eltern, besonders mein Vater, nahm mich in seine Arme, drückte mich an seine Brust. Zum ersten Mal sah ich ihn weinen. Er sagte: „Du warst ein kleiner tapferer Junge, das macht uns Genossen der SPD besonders stolz. Der Kampf gegen die Nazis war nicht umsonst.“ Jetzt kam ich mir selber wie ein kleiner Held vor. Überall wurde ich herumgezeigt. Auch die Kinder aus unserem Haus waren auf einmal wieder sehr freundlich,

auch die, die mich zuvor beschimpft und geschlagen hatten. Auch in der Schule lief alles gut. Herrn Rüllemann traf ich nicht mehr an, und der wilde Lehrer war verschwunden. Plötzlich hatten die Nazis alle einen Heiligenschein. Ich besuchte noch zwei Jahre die Schule und verließ sie mit vierzehn oder fünfzehn Jahren. Trotz aller Erzählungen und Gespräche wußte ich immer noch nicht, was in all den Jahren mit mir geschehen war. Warum hatte alles so sein müssen? Eines Tages sagten meine Eltern: „Du bist jetzt schon so vernünftig, daß wir Dir Deine Geschichte erzählen können.“ Jetzt war ich aber gespannt.

### **Ist es wirklich die Wahrheit?**

An einem Nachmittag rief mich mein Vater zu sich. Ich hatte meine Hausaufgaben schon gemacht und fing an, mit meinem Stabilbaukasten zu spielen. Ich wollte eine Windmühle bauen, die durch einen Motor angetrieben werden sollte. Um den Hunger zu überwinden, spielte ich viel, denn ich wurde nie satt. Mutter war gerade beim Bügeln von Hemden. Mein Vati fragte unvermittelt: „Sag, Josef, was wäre, wenn du nicht unser Kind wärest?“ Ich hatte gar nicht richtig hingehört und fragte, wie ich das verstehen sollte. Vati setzte sich nun zu mir und erzählte, daß ich nicht ihr eigenes Kind sei. Wie ein Messer fuhr das Gehörte durch meinen Körper; denn ich wollte und konnte es nicht glauben. Ich soll bitterlich geweint haben: „Hoffentlich habt Ihr mich noch lieb, denn ich brauche Euch noch.“ Vati hatte viel zu tun, mich zu beruhigen. Nach etwa einer Stunde habe ich dann gesagt: „Erzählt mir bitte alles; denn jetzt bin ich dafür stark genug.“

Einmal erzählte Vati und einmal Mutti. Sie hätten mich mit anderthalb Jahren aus einem Kinderheim in Gröhlwitz bei Halle geholt, weil ich angeblich keine Eltern mehr gehabt hätte. Ich hieße auch nicht Hinz, sondern Müller (an Müller zweifle ich heute noch, darauf komme ich noch zurück). Meine leiblichen Eltern wären Zigeuner, ich also auch. Ich kam nun dahinter, daß meine Herkunft nach nationalsozialistischen Gesetzen „nichtarisch“ war, meine Existenz nicht „lebenswürdig“, sondern asozial, und ich ein Mensch war, der „vernichtet“ werden mußte. So ist es vielen Sinti und Roma in Deutschland ergangen, ebenso wie den Juden.\* Zunächst sagte mir das alles nichts, weil ich niemals mit Sinti und Roma in Berührung gekommen war, obwohl sich gleich in der Nähe unserer Wohnung ein Sinti-Lager befunden haben soll. Meine Eltern prägten mir ein, so wenig wie möglich über meine Herkunft zu sprechen. Vor allen Dingen nicht über die Zeit meines Lebens im Versteck am Goldberg.

Jahrelang habe ich mich daran gehalten. Die Eltern befürchteten, daß es in Deutschland wieder zu einer Rassenverfolgung kommen könnte. Verfolgt werden wir zwar nicht mehr und noch nicht wieder, aber es kommt immer noch zu unerträglichen Diskriminierungen meines Volkes.

---

\* Hier sei auf das Buch von Michael Zimmermann, „Verfolgt, vertrieben, vernichtet. Die nationalsozialistische Vernichtungspolitik gegen Sinti und Roma“, Essen 1989, verwiesen.

1947 stellten meine Pflegeeltern einen Antrag bei der Dienststelle der Verfolgten des Naziregimes und Anerkennung als rassisch Verfolgter, was auf Grund des Geschehens keine Schwierigkeit bereitete. So war ich das jüngste anerkannte Opfer des Faschismus in der Stadt Halle. Und 1953 wurde die Anerkennung auch nach den neuen Richtlinien der DDR bestätigt. Dabei lernte ich auch Herrn Erich Honecker persönlich kennen; doch wie die Bekanntschaft zustandekam, weiß ich nicht mehr. Sie könnte durch eine Persönlichkeit in einer höheren Position vermittelt worden sein. Honecker war seit 1946 Vorsitzender der Freien Deutschen Jugend (FDJ) und Vorstandsmitglied der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN). Ich hatte später noch zweimal mit ihm zu tun.

Meine Anerkennung als Opfer des Faschismus brachte mir kaum Vorteile. Eine Wohnung brauchte ich noch nicht; ich bekam statt Margarine Butter und einen Ausweis für Freibankfleisch, das es nur sehr selten gab. In der Zwischenzeit war ich siebzehn Jahre alt, also schon ein junger Mann. Ich konnte selbst abschätzen, wie sich die Dinge in der sowjetischen Besatzungszone entwickelten. Ich merkte, daß die FDJ einseitig und „patriotisch“ erzogen wurde. So sangen wir Lieder wie „Wir brauchen einen Vogelbauer für den Verbrecher Adenauer“ und „Auf auf, zum Kampf, zum Kampf sind wir geboren“. Dabei hatten wir nicht einmal satt zu essen. Das alles erinnerte mich sehr an die Vergangenheit vor 1945. Es sah alles so ähnlich aus, obwohl es doch anders sein sollte.

Nachdem ich eine Lehre als Friseur beendet hatte, wollte ich mein Wort einlösen, das ich Onkel Peter gegeben hatte. Ich wollte ebenfalls und sehr gerne armen Kindern helfen. Mein Weg führte mich wieder zu Honecker. Er besorgte mir sofort eine Anstellung zum Erzieher gleich mit Ausbildungsvertrag. Das war für mich natürlich ganz prima, und ich sollte es als Entschädigung ansehen. Mir war es völlig gleichgültig, was ich zu tun hatte, die Hauptsache war für mich der Umgang mit Kindern. Nach dieser Ausbildung kam ich an das Karl-Marx-Heim für schwererziehbare Jugendliche in Radis bei Gräfenhainichen. Dort aber mußte ich erfahren, daß alles ganz anders lief, als ich es von der Schule her kannte und erlernt hatte. Die Praxis der Erziehung glich fast der der Nazi-Zeit; das schmeckte mir gar nicht.

Eines war für mich klar, ich wollte selbst Kinder haben, einen Jungen und ein Mädchen, welche ich niemals weggeben würde.

### **Und das darf doch nicht wahr sein**

Bald hatte ich immer öfters Krach in der Erziehungsanstalt, denn die Kinder wurden nicht so behandelt, wie ich es gelernt hatte. Auch die Lehre des russischen Pädagogen Anton Makarenko sprach gegen die Praxis im Heim. Jedenfalls aß ich mich nicht auf Kosten der Kinder satt, wie das manche meiner Kollegen taten. Ich hungerte genauso wie meine Zöglinge.

Zu Hause zeigte ich öfters an, daß ich verliebt sei. Meine Eltern hatten das längst bemerkt. Nun erzählte ich, daß ich bald heiraten wolle, schon des Kindes wegen, was unterwegs wäre. Ich war recht glücklich darüber, selbst Vater zu werden,

trotzdem ich noch so jung war. Als Vater eines abends davon hörte, mußte er sich erst setzen. Er fragte meine Mutter, ob sie nicht mit mir über die „Sache“ gesprochen hätte. Vater sagte: „Mein Junge, das kann nicht Dein Kind sein.“ Und ich war sehr empört darüber. Er fuhr fort: „Weißt Du denn nicht, was damals im Krankenhaus mit Dir gemacht wurde?“ – „Was hat denn der Blinddarm mit einem Kind zu tun?“ – „Mein Gott, Junge, Du wurdest damals auf Anordnung des Reichsführers SS Heinrich Himmler sterilisiert.“

In mir brach eine Welt zusammen. Ich schrie nur immer: „Das darf doch nicht wahr sein.“ Danach wurde ich sehr krank. Ich bekam schwere Depressionen und hegte Selbstmordgedanken. Von Vertrauen zu anderen Menschen war keine Rede mehr. Doch schließlich kehrte mein Lebensmut zurück, und ich heiratete meine jetzige Frau. Sie brachte stets sehr viel Verständnis für mich auf, denn ich war lange Zeit sehr mißtrauisch. Aber sie hat es geschafft, mein Leben in einigermaßen richtige Bahnen zu lenken. Die psychischen Folgen einer erzwungenen Sterilisation werden im allgemeinen ziemlich unterschätzt. Bis heute hat dieser Eingriff großen Einfluß auf mein Leben.

Mein Interesse für Kinder und mein Entschluß, Erziehungswissenschaften mit dem Schwerpunkt Psychologie zu studieren, haben unmittelbar damit zu tun. Ich arbeite als Pädagoge in Radis (etwa von 1950 bis 1956). Das Bewußtsein, daß es niemanden geben wird, in dem man weiterleben kann, macht einem stärker zu schaffen, als man sich vorstellen kann. Die Seele hört auf zu bestehen. Mehrere Sinti, die zwangssterilisiert wurden, haben Selbstmord verübt. Ich bin glücklicherweise darüber hinweggekommen.

Auf Grund meiner psychischen Belastung gab es nun immer wieder Auseinandersetzungen mit der FDJ und der SED, auch mit der Gesellschaft für Sport und Technik (GST) und – nicht zu vergessen – mit alten Nazis; ich konnte kein Vertrauen mehr zu den Menschen fassen, ob ich wollte oder nicht. Von meinen Lebensumständen muß Honecker erfahren haben, denn er bestimmte, ich sollte Militäripädagoge werden. Er schien mir über die schwere Zeit hinweghelfen zu wollen. In Wirklichkeit aber sollte ich ein Aushängeschild der DDR gegenüber dem Westen werden. In Anbetracht der ganzen Angelegenheit verließ ich 1957 die DDR mit schwerem Herzen. Von allen Dingen schmerzte die Trennung von meinen geliebten Eltern, die ich dann nie mehr wiedersehen sollte.

In der Hoffnung, nun in einem Rechtsstaat auf Verständnis zu stoßen und einer neuen Zukunft entgegengehen zu können, kam ich nach West-Berlin in ein Flüchtlingslager. Zum Abschied sagte mir mein Vater: „Du hast Freunde in der SPD und finde den Weg zu deinem Volk zurück.“ Das war zwar gut gesprochen, aber kenne ich denn „mein Volk“? Ich kenne weder seine Sprache noch sind mir seine Bräuche und Gesetze bekannt. Es war schon schlimm genug, daß ich die Zwangssterilisation überwinden mußte, oder hatte man es wirklich vergessen, das Verbrechen am wehrlosen Kind als solches zu behandeln.

Hier möchte ich nicht vergessen zu erzählen, was sich damals noch in Halle ereignet hatte. Ich war mit meinem Freund Horst auf dem Weg in die Döllauer Heide bei Halle, als wir lärmende Kinder hörten, die im Wald spielten. Wir gingen an einem Mann vorbei, der auf einer Bank saß. Irgend etwas ließ mich zurückgehen

und plötzlich erkannte ich meinen ehemaligen Peiniger aus der Schulzeit in Halle, den wilden Lehrer. Ich wurde blaß vor Wut, alles in mir sträubte sich. Nur ein Gedanke beherrschte mich jetzt, schwer und mit aller Härte mich zu rächen. Horst merkte, daß ich schreiend auf den Mann losging. Immer wieder sagte ich: „Dich Schwein bringe ich jetzt um.“ Horst hatte unheimlich Mühe, mich zurückzuhalten, doch er war der Stärkere von uns beiden.

Die Leute waren zusammengelaufen, ebenso die Kinder. Es muß ein furchtbares Bild gewesen sein. Die Hände, die Finger und der Rücken brannten so, als ob der Wilde mich eben erst geschlagen hätte. Daß ich aufbegehren konnte, hätte ich selbst nicht gedacht. Hätte Horst mich nicht gehindert, ich glaube, ich hätte mich vergessen. Nachdem ich mich wieder beruhigt hatte, sagte ich zu dem Mann: „Wehe dir, du schlägst noch einmal ein Kind, so wie du es mit mir gemacht hast.“ Diese Worte hörten alle umstehenden Leute. „Gnade Gott, denn diesmal gibt es keinen, der mich hindert, mich an dir zu rächen“. Der Mann stand zitternd vor mir, so daß es mir schon wieder leid tat, mich so hinreißen zu lassen. Er bat mich um Verzeihung, doch ich hatte nur noch einen haßerfüllten Blick übrig und ließ ihn stehen.

Horst ging schweigend neben mir her und fragte auch nicht, warum ich einen solchen Wutausbruch bekommen hätte. Ich bedankte mich bei ihm, denn er hatte ein großes Unglück verhindert. Horst reichte mir die Hand und sagte: „Ich hätte wahrscheinlich auch so gehandelt, Jupp“, so nannte er mich immer, „Du warst prima!“

## **Auch im Westen Schwierigkeiten**

In West-Berlin gingen wir sofort in das Flüchtlingslager Marienfelde. Wir hatten kaum mehr bei uns als die Kleider, die wir trugen. Im Lager überfiel mich doch etwas die Angst. Die politische Berieselung der DDR saß mir noch im Nacken. Ich erzählte keinem, ich sei rassistisch Verfolgter. Denn in der sowjetischen Besatzungszone sprach man davon, daß im Westen noch viele ehemalige Nationalsozialisten Macht über rassistisch Verfolgte hätten. Später erlebte ich, daß diese Einschätzung gar nicht so abwegig war. Im Lager wurde ich sogar gefragt, ob ich in der NSDAP gewesen wäre. Wie konnte der Mann nur so einfältig fragen, obwohl ihm mein Ausweis vorlag. Ob ich einer anderen Partei angehörte? – bis heute noch nicht. Die ganze Lagerzeit hätte ich mir ersparen können, wenn ich gleich angegeben hätte, daß ich ein Verfolgter sei, denn diese Menschen wurden sofort aus Berlin ausgeflogen. Aber wer ist schon fehlerfrei? So wechselte ich mit meiner Frau von Lager zu Lager. Wir wurden für das Rheinland vorgesehen. Aber ich will über die eintönige Lagerzeit nicht berichten.

Als Zwischenstation kamen wir nach Hamburg, wo wir vier Monate bleiben sollten. Es war schwer, dort Arbeit zu finden, besonders für Flüchtlinge. Als meine Frau schon eine Stelle bei Hertie in der Werbung gefunden hatte, suchte ich immer noch Arbeit und stand eines Tages vor einer Coca-Cola-Fabrik. Sie war meine letzte Hoffnung an diesem Tag. Ich wagte mich hinein, trotz der Angst, auch hier abgewiesen zu werden. Auf einem Flur wurde ich von einem Mann an-

gesprächen. Mensch, dachte ich, das ist ein Bulle. Er war sehr freundlich und bat mich in ein Zimmer. Immer wieder schaute ich diesen Mann an. Ich kam gar nicht richtig zur Sache. Ich wußte, diesen Mann kennst du. Er fragte mich, warum ich so nachdenklich wäre. Da fiel es mir wie Schuppen von den Augen: ich saß vor Max Schmeling, dem ehemaligen Boxweltmeister. Er freute sich, daß ich ihn erkannt hatte; er stellte mich in seinem Betrieb ein.

Wir hatten uns ganz prima in Hamburg eingelebt und waren schon richtige „Westdeutsche“. Die Arbeit machte Spaß, doch mir fehlten die Kinder. So versuchte ich, in meinen alten Beruf des Erziehers zu wechseln, was mir beinahe gelungen wäre. Ich hatte von Max Schmeling ein gutes Zeugnis bekommen, womit man sich sehen lassen konnte. Nach etwa einem Jahr kam die Nachricht, daß wir nach Bonn übersiedeln müßten, gerade in dem Augenblick, als es bergauf gehen sollte. Unsere beiden Arbeitgeber wollten uns behalten; aber jeder Versuch zu bleiben, scheiterte an den Bestimmungen für Flüchtlinge.

Zuvor hatte ich mit der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN) erstmalig Verbindung erhalten und bin dort ohne mein Wissen mit Sintis zusammengekommen. Hätten sie mir das nicht erzählt, wäre ich nie dahintergekommen. Sie hatten eine sehr schöne und peinlich saubere Wohnung in Hamburg-Wandsbeck. Wir mußten unter anderem auch darum von Hamburg fort, weil wir keine Wohnung bekamen. Mit schwerem Herzen ging es nach Bonn. Was würde uns dort erwarten? Meine Frau hatte mehr Mut als ich. Sie nahm mich an die Hand und sagte ganz leise: „Gemeinsam schaffen wir es!“

### **In Bonn ging es bergab**

Im Lager Dransdorf in der Nähe von Bonn spürten wir, daß wir Flüchtlinge waren. Die inheimischen Bürger sowie die Behörden machten kein Hehl daraus, daß wir ihnen zur Last fielen. Meine Bemühungen, in meinem Beruf unterzukommen, scheiterten daran, daß ich ein zu rotes Herz besaß, das heißt, ich war Kommunist. Mein Einwand, dann hätte ich ja die DDR nicht verlassen, fruchtete nicht. Ich solle in zwei Jahren einmal nachfragen, vielleicht könne man mir dann eine Erzieherstelle nachweisen. Ich jobbte mal hier und mal da und arbeitete in Fabriken, im Straßenbau, ging Haareschneiden und Fensterputzen. Wir wollten nicht wieder hungern und auch nicht ärmer werden als wir schon waren.

Eines Tages putzte ich im Auswärtigen Amt einige Fenster, als zwei Herren das Zimmer betraten. Sie fragten mich, ob ich Deutscher sei. „Arbeiten sie ruhig weiter“, sagte der eine, der eine dicke Zigarre rauchte. Als ich seine Fragen bejahte, sagte er mir auf den Kopf zu: „Dann sind sie ein deutscher Zigeuner.“ Hierüber war ich völlig sprachlos. Dann folgte ein Gespräch zwischen uns. Ich erzählte ihm, in welche Not ich geraten sei und daß ich noch dringend einige Putzstellen benötigte. Der Mann schrieb mir zwei Adressen auf, bei denen ich mich melden sollte. Er war sehr nett zu mir und bot mir zu rauchen und zu trinken an. Er fragte mich, ob ich ein Verfolgter der Nazis sei. Mensch, dachte ich, kann der hellsehen? Als ich dies bejahte, gab er mir die Anschrift einer Entschädigungsbe-

hörde, an die ich mich wenden sollte. Ich las: „Wiedergutmachung für Verfolgte.“ Als ich mich verabschiedet hatte, wurde ich vor der Tür von meinem Meister beschimpft, wie es mir einfallen könne, in diese Räume zu gehen, und ich solle mir gleich meine Papiere holen. Ich versuchte dem Meister klarzumachen, daß es nur eine Verwechslung gewesen sei und keine böse Absicht. Er sagte zu mir: „Mensch, du warst beim Außenminister Herrn von Brentano.“ Meinen Antrag zeigte ich nicht. Es war ohnehin mein letzter Arbeitstag in dieser Firma.

Nun war ich wieder arbeitslos, fing von neuem an zu suchen. Bald arbeitete ich in einer Kerzenfabrik in Bonn. Diese Arbeit machte mich nicht gerade glücklich, denn ich verdiente in der Stunde 1,70 DM. Das war zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Aber ich hatte ja noch meine Putzstellen.

Meine Vergangenheit, die Nazi-Zeit, wollte ich verdrängen und vergessen, das war aber unmöglich. Ich suchte mir noch eine weitere Nebenstelle, um noch etwas mehr dazu zu verdienen. Ich ging in die Godesbergstraße zu einem Haus, wo ich nach einer besseren Arbeitsstelle fragen wollte. Man sagte mir, daß ich hier falsch sei. Doch es war immer wieder meine Hautfarbe, auf die mich die Menschen ansprachen. Auch hier kam ich mit den Menschen ins Gespräch. Schließlich erfuhr ich, daß ich mich im Erich-Ollenhauer-Haus befände, also dem Haus der SPD.

Wie ein Blitz durchfuhr mich das Gehörte. Die Worte meines Vaters klangen in mir. Da merkte ich, daß mein Leben irgendwie gelenkt wurde. Es kam zu einer Verbindung zu Menschen dieser Partei, als sie erfuhren, daß ich das Kind eines sozialdemokratischen Widerstandskämpfers sei. Sie leiteten auf ihre Kosten für mich ein Entschädigungsverfahren ein. Das Verfahren wurde von Rechtsanwalt Lewalder in Bonn geführt. Leider wurde der erste Antrag in Köln abgewiesen und mein Widerspruch bei Gericht ebenfalls, angeblich wegen eines Formfehlers. Der Richter sagte: „Sie sind heute der einzige Fall, der Anspruch auf eine Entschädigung oder eine Rente hätte.“ Mein Widerspruch war einen Tag zu spät bei Gericht eingegangen. Das war der Formfehler. Mir wurde auch gesagt, daß ich noch zu jung für eine Rente sei. „Stellen Sie noch einmal einen Antrag, sobald sie älter sind.“ Und weil ich die Worte ernst genommen hatte, entstand daraus der größte Fehler meines Lebens. Ich glaubte dem Gericht. Die SPD Bonn und der Rechtsanwalt waren über die Ablehnung genau so fassungslos wie ich. Sie konnten nicht begreifen, warum ein Verbrechen an einem wehrlosen Kind nicht entschädigt und gesühnt werden sollte. Doch eines stand für mich fest: Ich zog nach West-Berlin.

## **Berlin, die Stadt meiner Hoffnung**

Nachdem Walter Ulbricht am 13. August 1961 die Mauer hatte errichten lassen, suchte die Stadt sehr viele Arbeitskräfte. Das war für mich die Gelegenheit, aus Bonn wegzukommen. So packten wir unsere Habe zusammen und kamen über das Arbeitsamt nach Berlin. Zufällig hatte ich im Bezirksamt Reinickendorf zu tun. Irrtümlich geriet ich zur Abteilung Jugend und Sport. Im Gespräch mit einem Mann dort sagte ich, daß ich Erzieher sei. Er war sehr erstaunt und forderte mich

auf, am nächsten Tag eine Bewerbung nebst Unterlagen einzureichen. Als ich darauf hinwies, daß ich aus der DDR käme, antwortete er nur: „Na und?“

Zu Hause erzählte ich meiner Frau das Erlebnis. Wir beide waren nun voll Hoffnung, daß es endlich bergauf gehen möge. Meine Bewerbung wurde von Frau Herta Bese bewilligt, und ich wurde eingestellt. Ich habe noch einige Fortbildungskurse gemacht, obwohl an meiner Ausbildung nichts zu beanstanden war. Nach einiger Zeit ging es uns viel besser, und wir konnten es uns erlauben, meinen Eltern ein Paket zu schicken. Sehr gerne hätte ich meine Eltern wiedergesehen. Doch Honecker und Genossen ließen es nicht zu. Eines Tages teilte man mir mit, daß Vati verstorben war und Mutti acht Tage später. Ich bat in der Passierscheinstelle: „Bitte lassen sie mich meinen Eltern das letzte Geleit geben.“ Ich flehte die Leute förmlich an. Die Antwort war: „Davon werden die auch nicht wieder lebendig.“ Erneut spürte ich den alten Haß in mir aufkommen, wie bei Lehrer Wilde. Ich schrie sie alle an, „Ihr seid auch nicht besser als die Nazis. Schert euch hinter die Mauer, ihr Verbrecher.“

Alle Antragsteller waren auf meiner Seite. Sie waren empört. Wir fragten uns alle, wie so etwas nur möglich sei in Deutschland, daß ein Kind nicht einmal seine Eltern zur letzten Ruhe geleiten durfte. Da erkannte ich wieder einmal, was Macht-haber für Verbrechen begehen können. Deutschland hatte zu wenig aus den zwölf Jahren Hitler-Diktatur gelernt.

### **Ich bin „kein Nazi-Opfer“**

Da ich nun schon im besten Mannesalter war, verspürte ich immer deutlicher den Wunsch, auch eine Familie zu haben. Es tat mir immer sehr weh, wenn meine Kollegen erzählten, ihre Kinder hätten sie zu Weihnachten eingeladen oder ihnen etwas geschenkt oder sie fuhren gemeinsam in den Urlaub. Das war ein deutliches Zeichen dafür, daß ich die Sterilisation nicht überwunden hatte. Nächtelang konnte ich nicht schlafen und dachte nur, warum hat man dir nur so übel mitgespielt. Ich konnte einfach damit nicht fertig werden. So stellte ich im Mai 1962 beim Entschädigungsamt Berlin erneut einen Antrag auf Anerkennung als politisch-rassisch Verfolgter. Da ich die Anerkennung in der DDR besaß, wollte ich nur eine Überschreibung haben. Mir ging es nicht um Geld, sondern um die Herstellung der Menschenwürde. Das Entschädigungsamt in Berlin entschied, daß ich als rassisch Verfolgter nicht anerkannt werden könne, da ich für die Zeit meines Untertauchens keine Beweise hätte erbringen können. In der Tat hatte ich die Sache mit der Illegalität erst spät angegeben, denn ich schämte mich, ein verstecktes Kind gewesen zu sein. Ich verwies auf meine Pflegeeltern, die noch lebten. Sie könnten die Sache besser aufklären und beweisen. Diesem Hinweis wurde aber nicht nachgegangen. Das menschenunwürdige Leben am Goldberg hatte ich nicht vergessen. Die Tatsache, daß ich sterilisiert worden war und mit schweren seelischen Schäden zu kämpfen hatte, wurde in dem Bescheid nicht einmal erwähnt. Nur das Sozialgericht hat sie als Schwerbehinderung anerkannt. Das Landgericht Berlin sowie das Kammergericht erkennen die Sterilisation zwar

als schweres Verbrechen an, können mich aber auf Grund der Gesetze nicht als politisch-rassisch Verfolgten anerkennen. Nach den Worten der Gerichte besage das Gesetz, daß dieses Gewaltverbrechen an einem wehrlosen Kind nach dem nationalsozialistischen Gesetz gerechtfertigt gewesen sei. Anders ist das doch nicht zu verstehen. Jedenfalls sieht das Opfer es so. Aus prinzipiellen Überlegungen mußte ich weiterkämpfen. Es geht ja nicht nur um mich. Unser Rechtsstaat gedankt der Opfer des nationalsozialistischen Regimes, heuchelt viel Trauer um sie, und es gibt nicht genug Blumen für sie. Aber was macht man mit denen, die den Holocaust überlebt haben, die schwere Schäden mit sich tragen müssen? Man spricht auch nur von der Judenverfolgung; wir Sinti und Roma wurden vergessen. Und das kann ich als Demokrat nicht hinnehmen. Weil Menschen – ob jung, ob alt – in Berlin und auch Deutschland solche Verbrechen an Kindern nicht fassen können, und die Betroffenen nicht als politisch-rassisch Verfolgte anerkannt werden, schlug man mir vor, ich solle mich an alle Fraktionen des Bundestages und auch des Abgeordnetenhauses von Berlin wenden und meine Geschichte darstellen. Ich war erstaunt darüber, daß die Fraktionen schnell antworteten. Kein Parlamentarier billigte solche Verbrechen. Doch was wurde aus den Bekenntnissen? – Nichts! Ich aber mache – auch mit dem Bund der Verfolgten des Naziregimes – weiter, bis wir einen Erfolg errungen haben.

## **Täter und Opfer**

Eines Tages hielt ich ein Schreiben aus Flensburg in der Hand, das von einem Dr. Rothmaler unterzeichnet war. Ein Arzt dieses Namens hatte mich als Kind operiert. Nach einigem Hin und Her erkannte ich in ihm meinen Peiniger von damals, gegen den schon die Staatsanwaltschaft Halle wegen Verletzung der Menschenrechte und schwerer Körperverletzung an Kindern ermittelt hatte. Ich machte mich auf nach Flensburg und besuchte Dr. Rothmaler. Ich legte ihm ein Schreiben der Klinik Weidenplan in Halle vor: den Nachweis über meine Sterilisation, die er an mir vorgenommen hatte. Natürlich war er erstaunt darüber, daß ich ihn ausfindig gemacht hatte. Ich verlangte von ihm, die Operation rückgängig zu machen, doch er sagte, daß das nicht ginge. Nun fragte ich ihn, warum er überhaupt solche Operationen an Kindern gemacht habe. Seine Antwort war: „Ich habe nur meinem deutschen Volk gedient.“ Ich zeigte ihm meine Erregung nicht. Vielleicht hätte ich ihn vor Gericht bringen können. Aber Gleiches mit Gleichem zu rächen, ist der ewige Weg des Unfriedens.

Im März 1987 erreichte mich die Bitte, an einer Anhörung der Hamburger Bürgerschaft teilzunehmen. Ich sollte über Zwangssterilisationen berichten. Nicht viele dieser Opfer der Nationalsozialisten können darüber sprechen. Ich habe mich mit dem Verbrechen sehr viel beschäftigt und konnte alles gut erklären. Der Zufall wollte es, daß bei dieser Anhörung eine Frau Dr. Rothmaler als Sachverständige für Zwangssterilisation auftrat.

Jetzt wurde mir bewußt, daß sie das Kind meines Feindes war. Doch kann man sie nicht für die Verbrechen ihres Vaters verantwortlich machen.

In meinen Ausführungen vor der Bürgerschaft erklärte ich, daß Frau Christiane Rothmaler in keiner Weise von mir angegriffen werden sollte. Es blieb mir aber nichts anderes übrig, als Rothmaler und seine Taten zu nennen. Darüber, daß ich ihren Vater erwähnt hatte, war sie sehr böse. Sie hatte aber anschließend keine Zeit für ein Gespräch mit mir. Die Bürgerschaft von Hamburg bedankte sich mit einem freundlichen Brief für die Mühe.

### **Ein ungeheurer Schock**

Im Mai 1986 kam ich an Bitterfeld vorbei. Von meinen Eltern wußte ich, daß ich dort geboren worden war. In Gedanken versunken kam ich im nahegelegenen Halle an, wo meine Frau und ich bei alten Freunden logierten. Ich beschloß, am folgenden Tag Bitterfeld zu besuchen.

Während meines Rundgangs durch die Stadt verirrte ich mich. Eine katholische Nonne zeigte mir den Weg zurück zum Marktplatz. Wir unterhielten uns angeregt, und sie lud mich zu einem Kaffee in das Gemeindehaus ihrer Kirche ein. Sie fragte mich nach meiner Religionszugehörigkeit. Auf meine Antwort, daß ich das nicht wisse, suchte sie im Kirchenregister nach und fand heraus, daß ich katholisch getauft worden war. Als wir uns verabschiedeten, trug sie mir Grüße für Vinzenz auf. Erst als ich draußen stand, wurden mir ihre Worte bewußt. Ich ging zurück, um zu fragen, wer Vinzenz wäre. Im Taufregister, so sagte sie, stände zu lesen, daß ich einen Zwillingbruder hätte. Sie zeigte mir die Eintragung. Auch wer unsere Taufpaten waren, war vermerkt. Dies war ein ungeheurer Schock für mich. Seit dieser Zeit finde ich keine Ruhe mehr, leide an Schlafstörungen; denn ich kann mich nicht mit der Tatsache abfinden, daß meine ganze Familie von den Nazis ermordet worden sein soll. Ich muß herausfinden, ob mein Bruder noch lebt. Die Vorstellung, daß irgendwo noch ein Angehöriger lebt und der eine vom anderen nichts weiß, ist für mich unerträglich.

### **Auf der Suche**

Ich weinte und schämte mich meiner Tränen nicht, trotzdem ich damals schon vierundfünfzig Jahre alt war. Ich fand keine Ruhe mehr, warum mußte ich je erfahren, daß ich einen Zwillingbruder hatte. Warum haben meine Pflegeeltern nichts davon erzählt? Wußten sie nichts davon? Sie können doch nicht alle umgebracht haben, die Nazis. Die Tatsache veränderte mich sehr. Selbst meine Frau bemerkte es und machte sich große Sorgen.

Inzwischen begann ich mit intensiven Nachforschungen nach Vinzenz. Ich schrieb an verschiedene Einrichtungen im In- und Ausland, ließ mich sehr oft interviewen und machte so die Öffentlichkeit auf mich aufmerksam. Ich gab mich preis, selbst in einer Fernsehsendung. Das Rote Kreuz berichtete mir, daß ein 1903 geborener Muscha Lottmann aus Amsterdam im Jahre 1944 in Berlin von den Nazis verhaftet und umgebracht worden sei. Muscha Lottmann, dessen

Vornamen ich trage, ist mein Taufpate. Ich aber suche einen Vinzenz Rose-Müller. Lange Zeit ergab sich nichts.

Mitunter geriet ich an das Buch „Sinti und Roma“\*. Das Buch habe ich gelesen und wahrscheinlich darin etwas übersehen. Meine Frau zeigte mir ein Bild in dem Buch: Darunter stand „Vinzenz Rose, ehemaliger Leiter des Zentralrates“. Ich konnte es gar nicht fassen. Ich konnte nicht sagen, daß er mir ähnlich sah, aber er trug den gleichen Mantel, und auch der Oberlippenbart entsprach dem meinen. Dieser Mann konnte nicht mein Bruder sein, denn dafür war er viel zu alt. Das Bild ließ mir keine Ruhe, und ich schrieb an Romani Rose nach Heidelberg. Ich glaube, Frau Dr. Hanna-Renate Laurien hatte mich auf Herrn Rose vom Vorstand des Zentralrates aufmerksam gemacht. Durch meine ehrenamtliche Arbeit für die Sinti und den Bund der Verfolgten des Naziregimes sowie Aufklärungsunterricht an Ober- und Mittelschulen und öffentliche Diskussionen habe ich gute Verbindungen bekommen. Jedenfalls waren alle Bemühungen, die Anschrift von Vinzenz Rose zu bekommen, vergeblich. Warum man sie mir nicht gab, war unverständlich gewesen, da ein Vinzenz Rose dem Zentralrat bekannt war. Jedenfalls ließ ich nicht locker, um an diese Anschrift zu kommen. Es gelang mir, ihn in Baden-Baden ausfindig zu machen.

Um aber bei den Nachforschungen ganz sicher zu gehen, schauten wir uns alle Unterlagen an. Bei meinem Zwillingsbruder Vinzenz war ein Vinzenz Rose Taufpate, der sich genau so schrieb wie in jenem Buch. Merkwürdig ist nur, daß mein Bruder den vollen Namen seines Paten trägt, also Vinzenz Rose-Müller, ich dagegen Josef Muscha Müller heiße. Ich bin zweimal nach Bitterfeld gefahren und habe, um jeden Irrtum auszuschließen, die Geburts- und Taufakten geprüft. Alle Angaben, die ich kannte, entsprachen der Richtigkeit. Nur eines blieb unklar. Wer bin ich? Bin ich möglicherweise selbst der Vinzenz, den ich suche?

In der Geburtsurkunde bin ich das erste Kind des Zwillingspaares, im Taufschein das zweite, im Paten-Nachweis wieder das erste Kind. Also kenne ich jetzt nach neunundfünfzig Jahren nicht einmal meine eigene Identität.

Ich hatte an Vinzenz Rose in Baden-Baden dreimal geschrieben, doch jede Antwort blieb aus. Vielleicht war Herr Rose krank und konnte nicht antworten. Dann wandte ich mich an das Rote Kreuz und bat, ein Mitglied möge mit ihm sprechen. Soweit ich erfuhr, empfing Herr Rose die Leute sehr freundlich. Als er aber merkte, in wessen Auftrag sie bei ihm waren, wurde er abweisend. Er konnte den Namen Müller einfach nicht ausstehen und fühlte sich belästigt. Angeblich hätte er nichts mit der Angelegenheit zu tun. Doch das bezweifle ich bis heute.

Ich ließ Herrn Rose bitten, persönlich mit mir zu sprechen – vergeblich. Dieser Mann könnte etwas über meine Herkunft wissen. Da alle Nachrichten über Muscha Lottmann sich als richtig erwiesen und urkundlich belegbar sind, warum sollten dann die über Vinzenz Rose falsch sein? Oder sollte er sich wirklich nicht erinnern können? Das Verwirrende ist, daß ich unter den Sinti und Roma als ein Rose gelte. Nun weiß ich selbst nicht mehr, wer ich bin.

---

\* Romani Rose, Bürgerrecht für Sinti und Roma, Heidelberg 1987.

## Habe ich Vinzenz gefunden?

Mir ließ die Suche nach meinem Zwillingbruder keine Ruhe. Sollte das Leben nur noch hart mit mir umgehen? Ich befand mich zur Kur in Bad Holm, in der Nähe von Kiel. Irgendein Journalist wollte mich interviewen und dazu ein Bild veröffentlichen. Nun, es war ja möglich, daß Vinzenz die Zeitung sehen würde. Einige Wochen später schrieben mir zwei Damen in Kiel, daß sie in Ungarn einem Herrn begegnet seien, der würde mir verblüffend ähnlich sehen. Sie hätten die Kieler Tageszeitung gesehen, würden mir demnächst ein Bild des Ungarn schicken. In der Tat erreichten mich zwei Bilder.

Also, ich kann nur sagen, der Anblick hätte mich fast vom Stuhl gerissen; denn ich sah mich selbst auf den Bildern wieder. Nur die Geige, die der Mann hielt, paßte nicht zu mir. Ich ließ die Bilder vergrößern. Es bestand kein Zweifel, das mußte Vinzenz sein.

Jetzt ließ ich nicht locker. „Bitte, meine Damen, erinnern Sie sich an alles“, schrieb ich nach Kiel. So erfuhr ich, daß er Geigenspieler sei und aus den Niederlanden käme. Die Damen waren der Ansicht, daß er aus Amsterdam stamme. Jedoch seien der Name und die Anschrift nicht bekannt. Er habe sich an einem Abend von einem Musiker eine Geige geliehen und den Gesang seiner Frau eindrucksvoll begleitet. Damit konnte ich aber noch nichts anfangen.

Wenige Tage später erhielt ich von den Kieler Damen ein Videoband. Es gab keinen Zweifel, ich hatte Vinzenz gefunden; er lebte, aber wo? Ich ließ das Band sehr oft laufen, vor allen Dingen vor Leuten, die mich nicht kannten. Stets glaubten sie, mich zu sehen. Kollegen fragten mich, warum ich es verheimliche, daß ich Geige spiele. Nun war es klar, sie hielten mich für den Mann auf dem Bild und auf dem Videoband.

So richtete ich nun meine ganze Hoffnung auf die Bilder und sandte sie unzähligen Einrichtungen zu. Doch ich erhielt keine Antwort. Am Ende mit meiner Weisheit beschloß ich, nach Amsterdam zu fliegen, um selbst auf die Suche zu gehen. Dort, in der Stiftung Lau Maziret, wurde ich mit einem Herrn bekannt gemacht, der mich schon von einer Gedenkfeier für Sinti und Roma im Berliner Reichstag im Jahr 1990 her kannte. Ich möchte nur hinzufügen: der Mann – Hein Cuppen – war eine Wucht. Nachdem er mir seine Arbeitsräume, wo er als Journalist und Redaktionsleiter tätig war, gezeigt hatte, machten wir uns an die Arbeit. Nach einigen Telefongesprächen mit Leuten, die sich in der Musikszene auskannten, hatten wir bereits gegen Mittag die Telefonnummer eines in Amsterdam wohnenden Musikers ungarischer Abstammung, auf den die Beschreibung des Mannes auf den Bildern zu passen schien. Hein sprach mit dem Mann, weil jener kein Deutsch konnte. Er hieß Sandor Nyari und begriff sehr schnell, worum es ging. Er versprach, am folgenden Tag in die Redaktion zu kommen.

Die Spannung war zum Zerreißen. Ich war übernervös, der Schweiß brach mir auf der Stirn aus. Und immer wieder sagte ich mir, „du mußt Vinzenz sein“. Als Sandor und seine Frau die Stiftung der Bibliothek betraten, erkannte ich auf den ersten Blick, daß er der Mann auf dem Foto war. Die Ähnlichkeit mit mir war erstaunlich. Er war beinahe so groß wie ich, selbst seine Brille glich der meinen.

Auch er ist siebenundfünfzig Jahre alt, hat einen Bruder, der seit dem Krieg vermißt wird, und trotzdem sind wir nicht Verwandte. Ich will ganz ehrlich sein, ich verzog mich in eine Ecke und weinte. Warum nur ist alles gegen mich gerichtet? Was hab' ich nur verbrochen, daß ich mein ganzes Leben kämpfen muß? Für mich war es eine schwere Enttäuschung.

Sandor umarmte mich und ließ übersetzen: „Du hast deinen Bruder nicht gefunden, aber vielleicht einen guten Freund.“ Ich war einige Tage sein Gast in Amsterdam. Er stellte mich sogar im Bürgermeisteramt vor. Er wollte den Mann zeigen, der es fertiggebracht hatte, einen Menschen nur nach einem Foto in einem fremden Land zu finden. Er glaubte, daß es Gottes Wille sei, daß so etwas gelingt. Hein Cuppen hat wirklich sein Bestes getan, wurde mein Freund und hat mich in Berlin besucht.

Ich habe mir vorgenommen, die Suche zu beenden. Was in meiner Macht stand, habe ich getan. Ich muß achtgeben, daß das Suchen nicht zu einer Besessenheit wird, die mein Leben beherrscht. Doch bin ich felsenfest davon überzeugt, daß Vinzenz lebt. Wenn ich in diesem Augenblick erfahren würde, daß mein Bruder irgendwo in Amerika lebt, bestiege ich noch heute ein Flugzeug und flöge zu ihm.

### **Ich kämpfe um Dich**

Eigentlich wollte ich folgende Geschichte gar nicht erzählen. Doch wie soll man vom bürokratischen Schwachsinn so mancher Behörden in Deutschland erfahren, wenn ich schweige. Diesesmal möchte ich die DDR mit einbeziehen. Auch dort wirkte eine arrogante, überhebliche Bürokratie und diente der Selbstverherrlichung des Arbeiter-und-Bauern-Staates. Dabei hätte man wissen müssen, daß ein solches Getue letztlich zu Fall kommt. So haben wir es erlebt und stehen noch mitten im Geschehen.

Die Geschichte ereignete sich in den fünfziger Jahren im Nordosten der DDR. Die Namen sind geändert; einen Ort nenne ich nicht.

Durch meinen Beruf bedingt, machte ich des öfteren Besuche bei den Eltern meiner Zöglinge. Dabei fiel mir eines Tages ein Mann auf, der einen Kinderwagen vor sich herschob. Er machte den Eindruck, als ob er zu viel getrunken hätte. Ich meinte, er war besoffen. Es war für mich sehr komisch, daß ein Mann in diesem Zustand mit einem Kind spazierend. Da muß doch etwas nicht stimmen, dachte ich. Der ist besoffen und hat ein Kind bei sich, und ich durfte keines haben. Eines Tages stellte ich es so an, daß ich mit dem Mann ins Gespräch kam und ich in den Kinderwagen sehen konnte. Es lag ein süßer kleiner Fratz darin. Ich fragte ihn, ob es sein Kind wäre. Er antwortete: „Mit wem sollte ich wohl sonst spazieren gehen? Meine Alte ist nach dem Westen abgehauen.“ Er gebrauchte recht deftige Schimpfworte. Er fuhr fort: „Na, Alter, gibste mir einen aus?“ Nun wollte ich es wissen. Wir gingen in die Bahnhofskeipe, die recht schön und sauber war. Ich merkte, daß der Wirt ihm kein Bier ausschenken wollte, wenn ich nicht die Bezahlung übernehme. Es stellte sich heraus, daß er überall im Dorf anschreiben ließ und nicht bezahlte. Schroff sagte er dann: „Hätte meine Alte nicht den Manfred in

den Westen nehmen können; denn meine Mutter wird mit dem Kind nicht fertig.“ Da klingelte es bei mir.

Zu Hause erzählte ich meiner Frau von dem Erlebnis, die auch gerne ein Kind gehabt hätte. In der Nacht konnte ich nicht schlafen und legte mir einen Schlachtplan zurecht, wie ich an Manfred kommen könnte. Ich kannte nun den Tagesverlauf von Herrn Born (Name ist frei erfunden) und kam öfter mit ihm zusammen. Auch seine Rechnungen bezahlte ich. Eines Tages schlug ich ihm vor, uns Manfred zu geben, denn meine Frau hätte ja viel Zeit, sie würde sich gerne um das Kind kümmern.

Nun brachte uns Herr Born eines Tages den kleinen Manfred mit der Bitte, ihn doch einige Stunden zu behalten. Und in der Tat, Manfred wurde um sieben Uhr abends von seinem Vater abgeholt. Er freute sich, daß Manfred so sauber angezogen und gebadet war. Ich merkte, daß der Mann wieder angetrunken war. Seit dieser Zeit nun war Manfred öfter bei uns. Wir verliebten uns in das Kind. Es hatte unsere Herzen im Sturm erobert.

Eines Tages kam der Vater nicht zur verabredeten Zeit. Erst nachts um zwei Uhr stand der Mann total besoffen vor unserer Tür und wollte das Kind haben. „Nein, den bekommst du in deinem Zustand nicht, den gebe ich dir überhaupt nicht mehr zurück“, sagte ich. Nach einigem Hin und Her hatte ich den sauberen Herrn zu seiner Mutter gebracht und ihm gesagt, wenn er wieder nüchtern sei, könne er sich wieder bei mir sehen lassen. Wir machten uns nun Gedanken, wie wir am besten Manfred behalten konnten. Zum Jugendamt konnten wir noch nicht gehen, denn es hätte den armen Jungen sofort in ein Heim gesteckt. So beschloß ich, mit Herrn Born zu sprechen, Manfred uns in ständige Pflege zu geben. Ich hatte ein Schreiben fertiggemacht, worin er erklärte, uns den kleinen Manfred in ständige Pflege zu geben. In der Tat gelang es mir am nächsten Tag, seine Zustimmung zu bekommen. Nun hatten wir ein kleines Kind. Es sollte aber noch einige Zeit vergehen, bis das Jugendamt dem zustimmte. So hatte ich es von anderen erfahren. Manfred fing schon an, „Papa“ und „Mama“ zu sagen und zeigte uns seine ersten vier Zähnen, zwei oben und zwei unten.

Er wurde von Tag zu Tag immer lustiger und versuchte nach vier Monaten zu stehen. Der Kleine brachte uns so richtig in Stimmung. Ich versuchte zu vergessen, was mir angetan worden war. Wir drei waren einfach glücklich, wenn es uns auch schwerfiel, die Sachen, die Manfred brauchte, zu besorgen.

Jetzt waren fünf Monate vergangen, und ich fand es an der Zeit, mit dem Jugendamt zu sprechen. Doch bevor ich dazu kam, stand eines Tages eine hübsche junge Dame von dieser Behörde vor meiner Tür. So fingen wir an, von Kollege zu Kollege zu sprechen. Sie besah sich unsere Wohnung und auch den kleinen Manfred. Sie machte nette Bemerkungen: „Der Kinderwagen ist von drüben. Ihr sorgt wirklich gut für das Kind. Wir wollen mal sehen, was sich machen läßt.“ Sie ging in aller Freundschaft. Zu dieser Zeit erfuhr ich, daß Manfreds Vater in den Westen übersiedelt war.

Das konnte für mich nur günstig sein. Ich betrachtete den Kleinen und dachte: auch wenn ich um dich kämpfen muß, na und? Du mußt bei uns bleiben. Eines Tages wurde ein Junge zu mir geschickt, ich solle sofort nach Hause kommen. Mein

erster Gedanke war das Kind. Die Dame vom Jugendamt war gekommen und sagte, sie müsse mir das Kind abnehmen. „Das kommt nicht in Frage, nein, nein, das lasse ich nicht zu. Das ist das Einzige, was ich habe.“ – „Herr Müller, seien Sie vernünftig, denn Sie bekommen es sonst mit der Polizei zu tun.“ Ich schrie sie an: „Manfred ist mein Kind. Der Vater hat es mir übergeben.“ Tatsächlich wurde Manfred mit Gewalt aus unserer Wohnung geholt. Ich hatte den Kampf verloren. Doch mein Haß war unbändig. Wenige Tage später mußte ich zum Jugendamt. Dort wurde mir eröffnet, daß Manfred erst einmal in ein Kinderheim gekommen sei, und man suche geeignete Pflegeeltern. Ich verwies darauf, daß ich für eine ganze Schule verantwortlich sei, daraufhin sagte man mir: „Na ja, Sie wissen doch, was bei den Nazis los war.“ Sie meinten mein Verstecktleben und die Operation. Ich sagte: „Oh, ihr Heuchler, was ihr tut, wird sich bitter rächen. Nur weil ich ein Sinti bin.“

Von meinem kleinen Liebling habe ich nichts mehr gehört. Er soll auch von dieser Geschichte niemals erfahren. Alles soll so bleiben wie es ist.

## **Schlußwort**

Mit diesem kleinen Buch über meine Vergangenheit wende ich mich besonders an junge Menschen und möchte sie zum Nachdenken anregen. Ich fühle mich verpflichtet, ihnen vom Schicksal eines deutschen Kindes zu berichten, das gnadenlos der Verfolgung der Nationalsozialisten ausgeliefert war. Es gab auch Menschen, die um das Leben des Sintikindes kämpften und dafür sterben mußten. Zahlreiche Schüler aus Ost und West, vor denen ich gesprochen habe, haben mir diese Berichte abverlangt, und sie haben ein Recht darauf zu erfahren, was unter den Nationalsozialisten geschehen konnte.

Ich erzähle diese Geschichte, ohne stets genaue Daten oder Orte anzugeben. Sie wurde mit den Augen eines Kindes gesehen, das oft nicht verstand, was ihm widerfuhr. Ich danke allen, die mir Beistand gaben, dem großen Völkermord zu entkommen. In ihrem Sinne werde ich mit der jungen Generation für ein freies Deutschland eintreten und gegen jeglichen Rassismus kämpfen.

Ich danke auch allen, die mir nach dem Krieg halfen, meine furchtbaren Erlebnisse zu verarbeiten, und die mich bei meinen langen Wegen durch die Instanzen unterstützten, als es um meine Anerkennung als Opfer nationalsozialistischer Terrors ging. Am Schluß danke ich ganz besonders Frau Gisela Wegemund, die sich in meiner nervösen und fehlerhaften Schreibung zurechtfinden mußte und sie ordentlich zu Papier brachte.

Muscha

© 1992 by Josef Müller, Berlin  
Herausgeber: Gedenkstätte Deutscher Widerstand  
Stauffenbergstraße 13–14  
10785 Berlin

Redaktion: Ferdinand Schwenkner  
Gestaltung: Atelier Professor Hans Peter Hoch, Baltmannsweiler  
Gesamtherstellung: Möller Druck und Verlag GmbH, Berlin

3., unveränderte Auflage 2001

Alle Rechte vorbehalten  
Printed in Germany 2001  
ISSN 0935-9702

Diese Broschüre wird unentgeltlich abgegeben. Sie darf weder verkauft noch zur Werbung für Parteien verwendet werden.